Launen des Blitzes

Von W. Berger.

Dieses Jahr scheint wieder ein rechtes Gewitter- und Blitzjahr zu werden; kaum zeigt sich die Sonne einmal mit ihren wärmenden Strahlen, so bezieht sich auch schon der Himmel mit dunklen, schwerhängenden Wolken und bald bricht ein Gewitter los. Ungewöhnlich zahlreich sind denn auch schon vor dem gewitterreichen Hochsommer die Meldungen, wonach durch Blitzschläge Brandschäden entstanden und Menschenleben zerstört worden sind. Den Unglücksfällen durch Blitzschlag haftet für unser Empfinden etwas Geheimnisvolles, Seltenes, Romantisches an. Daß einer auf freiem Felde vom Blitz erschlagen wird, ist freilich nicht eine so seltene Todesart, wie sie vor zwei Menschenalter ein böhmischer Bauer erlitt, der dadurch zu einer Art Berühmtheit in der Geschichte der Wissenschaft geworden ist. Diesem Manne stieß das Geschick zu, auf seinem Felde von einem Meteor erschlagen zu werden, der einzige Fall einer solchen Todesart, die bisher glaubwürdig bekannt geworden ist. Wenn nun auch selbst für diesen Sommer kein besonderer Grund zur Beunruhigung vorliegt, so steht doch fest, daß alljährlich eine größere Anzahl von Menschen, namentlich auf freiem Felde vom Blitze erschlagen wird und der Blitz oft sonderbare Launen zeigt.

Die Vorsicht und die Erfindungen, durch die sich der Mensch vor dem zuckenden Blitzstrahl zu schützen sucht, sind unvollkommen und werden es vorläufig auch wohl noch bleiben. Wenn man schon vom Winde nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht, wenigstens nicht in seinem vollen Umfange, so weiß man das vom Blitz ganz gewiß nicht. Die Erforschung der atmosphärischen Elektrizität, ihres Ursprungs und ihrer Veränderungen, ist noch einer der lückenhaftesten Abschnitte der heutigen Kunde des Luftmeeres und der Vorgänge darin. Ehe diese nicht erforscht sind, wird sich auch der Gang der Gewitter und damit der Eintritt der Blitzerscheinungen und ihrer Folgen nicht völlig enträtseln lassen.

Man unterscheidet nach dem Vorbild alter Forscher Linienblitze, Flächenblitze und Kugelblitze. Zwischen den ersten beiden Arten ist allerdings eine Trennung unmöglich, weil ein Flächenblitz, der von uns nicht als Strahl wahrgenommen wird, sondern eine größere Fläche des Himmels gleichmäßig erhellt, nichts anderes sein kann als ein Linienblitz. Der Zickzackblitz, die Form, in der der Linienblitz noch immer symbolisch in der Hand alter und neuer Götter dargestellt wird, ist eine Fabel. Dieser Irrtum ist unwiderleglich aufgeklärt worden, seitdem die photographische Platte das Bild von Blitzen in vollendeter Klarheit verewigt hat. Die Photographie eines Blitzes kann am ehesten mit dem Bild eines Flußsystems auf einer Landkarte verglichen werden. Aber auch schon die Linienblitze zeigen zuweilen ganz besondere Launen. Eine photographische Platte, die in der Nähe von Philadelphia nur einige Sekunden exponiert wurde, zeigte einen Blitz, der aus vierzehn voneinander getrennten Strahlen bestand. Die Beleuchtung der Landschaft durch die elektrische Entladung war so stark, daß auch die Umrisse der Bäume und Gebäude auf der Platte scharf erkennbar abgebildet waren, sogar eine in der Nähe befindliche Wetterfahne, trotzdem das Gewitter in dunkelster Nacht niederging. Aus den Beobachtungen war die Folgerung zu ziehen, daß die vierzehn Blitzstrahlen nicht gleichzeitig, sondern in kurzen Zeitabständen hintereinander niedergegangen waren. Solche verwickelten Blitzerscheinungen dürften gar nicht so überaus selten sein. Eine merkwürdige Blitzphotographie wurde vor einer Reihe von Jahren von einem Gelehrten im Salzkammergut aufgenommen. Der Blitz bildete auf der Platte eine vollkommen in sich selbst verlaufende Schleife. Da nun das Wesen der elektrischen Entladung darin besteht, daß die elektrischen Funken zwischen zwei Punkten entgegengesetzter Elektrizität überspringen, so ist ein solcher Schleifenblitz tatsächlich eine Unmöglichkeit, andererseits fügt eine photographische Platte nicht. Eine Erklärung konnte nur durch die Annahme gegeben werden, daß der Blitz in einer Schraubenlinie niedergegangen war, deren gewundener Verlauf von dem entfernten Standpunkt aus, wo der photographische Apparat stand, das Aussehen einer in sich selbst verlaufenden Schlinge vortäuschte. Noch eine ganz eigenartige Blitzform ist mehrfach beobachtet worden, die deshalb eine Erwähnung verdient, weil sie die Zusammensetzung eines Blitzes aufklärt. Auf den Photographien war neben einigen gewöhnlichen Blitzen auch ein Strahl zu sehen, der in lauter Punkte aufgelöst schien, sodaß er das Aussehen einer weitläufigen Perlenschnur besaß. Es hatte den Anschein, daß einzelne Lichtpunkte in räumlich gleichen Abständen auf der gekrümmten Bahn des Blitzes aufeinander gefolgt waren und nur infolge der Perspektive an einzelnen Stellen dichter gedrängt schienen. Solche Perlenschnurblitze stellen gewissermaßen die Urform des Blitzes dar, der eigentlich aus einer dichten Folge einzelner Funken entstanden zu denken ist.

Noch wunderbarer in ihrer Erscheinung und in ihren Folgen sind die Kugelblitze. Mit den Linienblitzen haben sie so wenig gemein, daß es fraglich erscheinen kann, ob man sie noch als Blitze bezeichnen soll. In der Grafschaft Suffolk stand nach einem gut beglaubigten Bericht während eines Gewitters ein Mann vor der Tür seines Landhauses. Es war zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags, als er plötzlich eine weiße Kugel von der Gestalt eines Eies bemerkte, die in der Luft auf und nieder zu tanzen schien. Nach einer Weile, als der Mann nach der Tür zurückgegangen war und seine Frau zu ihm trat, schien plötzlich zwischen ihren beiden Köpfen etwas hindurchzugehen, das sie als einen heißen Gegenstand an ihren Gesichtern empfanden. Gleichzeitig fühlte die Gouvernante des Hauses, die auf dem Treppenabsatz über der Treppe saß, etwas Heißes hinten über ihr Haar hinweggleiten, und gleich darauf ertönte in einem kleinen Zimmer, zu dem die Tür offen stand, eine laute Detonation. Als die Hausbewohner herzuliefen, fanden sie den Fußboden und die Möbel mit Kalkstaub bedeckt, der von der Decke herabgefallen war, die Wandtapete war zerrissen, der Mörtel an der Wand gespalten, und in dem ganzen Hause war ein schwefelartiger Geruch wahrnehmbar. Das Haus stand allein auf einem Hügel, war aber nicht das höchst gelegene des Ortes und hatte nach seiner Bauart oder seiner Umgebung nichts Besonderes, was eine verstärkte Anziehung der Elektrizität bedingte. Ein anderer seltsamer Kugelblitz wurde vor einer Reihe von Jahren in der Schweiz von Offizieren beobachtet, die am Abend eines ungewöhnlich schwülen Augusttages durch das Broyethal ritten. Sie bemerkten Blitze am Horizont und hörten das Rollen des Donners. Nach einigen warmen Windstößen fiel der Regen in Strömen nieder, Blitz und Donner näherten sich, und bald befanden sich die Reiter mitten im heftigsten Gewitter. Von den in ganz kurzen Zeiträumen aufeinanderfolgenden Blitzen geblendet, ritten sie mühsam gegen den Sturm an. Rechts von der Straße zog sich ein Metalldraht von ziemlicher Dicke, der zur Uebertragung elektrischer Kraft diente. Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit eines Offiziers auf den Glanz einer stark leuchtenden Kugel angezogen, die durch die Luft auf den Draht zuzuschweben schien. Er erkannte sofort die Gefahr und brachte durch Zurufe die Pferde seiner Begleiter zum Stehen. In demselben Augenblick hatte die Feuerkugel den Draht erreicht, und nun stob ein Regen von Funken von dem Draht aus nach allen metallischen Gegenständen zu, worauf eine heftige Detonation erfolgte. Alle Offiziere verspürten eine sehr starke Erschütterung. In dieser oder anderer gespenstischer Art vollzieht sich, wenn auch selten, die Erscheinung der Kugelblitze, die sicher eine andere Erklärung verlangen als die Linienblitze. Obgleich es den Physikern bereits gelungen ist, Kugelblitze künstlich zu erzeugen, gehn doch noch die Meinungen über ihr Wesen weit auseinander.

Das Wasser hat keine Balken, der Wind hat kein Brett aber so krause Launen wie der Blitz, die atmosphärische Elektrizität, haben sie beide nicht.

—⊡—

Am Ausguck

Verträgliche Baubewohner!

Es war am Niederrhein, wo wir beim Dachsgraben auf ein seltenes Haus-Idyll stießen, — so erzählt ein Mitarbeiter der in Cöthen (Anhalt) erscheinenden Jagdzeitschrift St. Hubertus. Er fährt dann fort: Ziemlich am Rande eines kleinen Gehölzes hatten wir einen Dachsbau gefunden; schon die ersten Spatenstiche legten ein Netz von kleinen Gängen verschiedener Größe frei, die alle zum Bau führten, und ersichtlich von Mäusen und Hamster herrührten. Die zuerst aufgetauchte Vermutung, auf einen verlassenen Dachsbau, der nun von Mäusen bewohnt, gestoßen zu sein, wurde durch die frischen Dachsspuren, die sich überall zeigten, widerlegt. Wir sicherten den Haupteingang und suchten nochmals die nähere Umgebung des Baues sorgfältig ab, und fanden nun überall Mauselöcher, und endlich auch, schon draußen im Felde, zwei Hamstergänge, die alle zum Dachsbau führten. Die Annahme, hier ein seltenes Zusammenleben von Dachs mit Hamster und Mäusen zu finden, die sich überdies als berechtigt erwies, ließ es uns nicht verdrießen, sämtliche dieser kleinen Löcher gut zu verstopfen. Als wir dann nach vorsichtigem Graben auf den eigentlichen Bau stießen, der erstaunlich tief lag und ungewöhnlich groß war, fanden wir tatsächlich einen selten starken Dachs vor, der sich mit der einen Hälfte seines Baues begnügte, die andere Hälfte aber einem alten Hamster, der nicht weniger als ca. 65 Pfund Frucht zusammengetragen, und einer sehr zahlreichen Mäusefamilie abgetreten hatte. Schon häufig habe ich Meister Grimbart in seiner Wohnung besucht, auch hin und wieder Hamster gegraben, aber hier habe ich zum ersten Male erlebt, daß in einem Dachsbau gleich drei Tierarten zusammen leben.

Sonderbare Hausinschriften.

Geht man durch die Straßen, so kann man an Häusern oder Toren nicht selten Inschriften finden. Bei vielen von ihnen findet man zuweilen originelle Bezeichnungen, wo oft Humor und Volksgemüt nicht fehlen. Sonderbar klingt der Wunsch eines Glasers in Wittlage bei Osnabrück. Dort hat der Inhaber dieses Hauses folgenden Spruch angebracht:

„Der Herr beschütze Korn und Wein,
Der Hagel schlag bloß die Fenster ein!"

Eine interessante Hausinschrift befindet sich an einem Bauerngute in der Nähe von Freiberg i. Sa.:

„Dies Haus steht in Gottes Hand,
Sonst wär' es längst schon abgerannt,
Auch hat in heißen Sommertagen
Der Blitz niemals darein geschlagen,
Niemand ist darin verdorben,
Sind alle nur natürlich gestorben.
Auch waren es immer bis auf heute
Nur kleine Kinder und alte Leute.
Dies Haus steht in Gottes Hand,
Zur „Alten Amsel" ist es benannt."

An einem Straßburger Seilerhause kann man die Inschrift lesen:

„Die kleinen Diebe hängt man auf,
Die großen läßt man laufen,
Wär dieses nicht der Welten Lauf,
Würd' ich mehr Stränge verkaufen."

An einem Hause in Harburg, das 1815 aufgeführt wurde, heißt es sehr schlecht gedrechselt:

„Des Krieges Wetter ist Fürbey,
Durch Dich, o Gott, Sind wir Nun frey,
Der Krieg zerstörte unsere Ort,
Wir baun ihn jetzt wieder auf dein Wort."

Zum Schluß sei noch die Inschrift einer Sonnenuhr am Palazzo Moncenigo in Venedig genannt: „Numero horas nisi serenas." — Auf deutsch: Nur die heitersten Stunden zeige ich an.

Fritz Blankenfels.

Wie die Steuerschraube in China arbeitet.

Der Verfall Chinas treibt für das Volk traurige Blüten. Die erste Sorge eines Machthabers, der sich nicht mehr fest im Sattel fühlt, gilt der alten Praxis, im voraus Steuern zu erheben. Der nächste Machthaber denkt nicht daran, die auf Monate voraus gezahlten Steuern als geleistet anzuerkennen, mit dem Resultat, daß der Bürger, in erster Linie der Geschäftsmann, der Dumme ist. Einem in der „Nieuwe Rott. Ct." erschienenen Bericht zufolge gibt es neben den regelmäßigen Steuern, die durch ihre Reichhaltigkeit und die Gerissenheit ihrer Erfinder jeden europäischen Finanzminister beschämen, noch andere regelmäßig in Anwendung gebrachte Methoden, um Geld flüssig zu machen. Der Tupan oder der General ladet die reichsten Kaufleute zu Tisch. Jeder Gast findet auf seinem Platz den Scheck, den er zu zeichnen hat. Weigerung ist Spiel mit dem Tode. Nur durch Flucht kann man sich der Einladung entziehen. Dieses System (bei starkem Geldmangel wird auch die arme Bevölkerung ausgepreßt) wird mit großer Härte angewandt. Menschenleben gehören zu dem Billigsten, das augenblicklich in China zu finden ist.

—rk.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 27 Mittwoch, 7. Juli 1926

Die Wüste am Meer

Von Dr. Reinhold Zenz-Königsberg.

Afrika? Nein, von Afrika soll nicht die Rede sein, sondern von einem verlorenen Winkel Europas im äußersten Nordosten des Deutschen Reiches und doch von einer Wüste am Meer.

Ein schmucker Dampfer sucht sich von Cranzbeek aus mit halber Maschinenkraft den Weg ins freie Wasser. Ein Seezeichen, die Ufer treten weit auseinander und von einem allmählich immer dünner werdenden grünen Saume eingefaßt, dehnt sich endlos eine sonnenglitzernde Wasserfläche, das kurische Haff. Ein geologisch merkwürdiges Gebilde, ein gewaltiger Binnensee, wie früher auch die Ostsee einer war, und von dieser nur getrennt durch ein noch merkwürdigeres Gebilde, den 100 Kilometer langen Landstreifen der Nehrung, die an ihrer schmalsten Stelle nicht mehr als einen halben Kilometer Breite aufweist. Das Haff ist ein Süßwassersee geblieben, obwohl es bei Memel in Verbindung mit der Ostsee steht. Der Dampfer hält sich nahe der Nehrung, so daß der Blick schon bald nicht mehr zur weit zurücktretenden Tilsiter Niederung hinüberreicht. Die Nehrung bildet einen natürlichen Schutz für dieses tief liegende Land. Würde sie einmal von der Sturmflut durchbrochen — und diese Möglichkeit ist vorhanden, denn stellenweise sind die beiden Meere nur durch dicke Dorflager voneinander getrennt — so würde die Niederung überschwemmt und durch eine neue Dünenbildung versandet werden.

Einsam ist das Haff. Erst in der Nähe des Ortes Sarkau, dessen rote Dächer aus dem dunklen Grün der Wälder hervorleuchten, werden die grauen oder blutroten Segel der Haffischerboote sichtbar. Und während man das Kreuzen eines solchen Bootes verfolgt, entdeckt man ganz fern über der Nehrung einen seltsamen hellen Streif, der keine Wolke sein kann, und dessen eigentümliche Erscheinung fesselt, je mehr wir uns nähern. Allmählich werden Umrisse deutlich, und jetzt kann kein Zweifel mehr darüber bestehen: diese weißen, kahlen, im Sonnenglast flimmernden Berge sind Wanderdünen, es ist ihre erste 12 Kilometer lange Reihe, die sich in ihren Gipfeln bis 50 Meter erhebt.

Langsam fährt der Dampfer an ihrem Fuße vorbei, und da wir die Wälder weit hinter uns gelassen haben, befinden wir uns in einer geradezu phantastischen Landschaft, in der nichts sichtbar ist, als eine strahlend blaue Himmelskuppel, die braune Wasserfläche des Haffs und das grelle Gelbweiß der Sandberge, die steil nach dem Meere zu abstürzen, u. deren Flächen vom Winde scharf herausmodelliert sind. Nur ganz selten vermochte sich an ihrem Fuße ein kümmerlicher Saum von grüner Vegetation zu erhalten, der die monumentale Starre dieses Küstenstriches nur noch gewaltiger macht. So muß eine Nillandschaft aussehen oder die arabische Wüste an der Küste des Roten Meeres. Der Gedanke, daß die Wüste in Deutschland liegt, ist ebenso phantastisch wie die Landschaft se...

Dabei entstand sie nicht einmal aus sich selbst heraus, sondern ist ein unseliges Gebilde von Menschenhand. Zur Zeit Friedrichs des Großen standen hier, wie eine Chronik aus dem Jahre 1665 sagt, noch „kleine, krumme Dannen, darbei andre fichtenstrauche, dadrinnen halten sich Ehlendt, Hasen, Wülffe und Füchse auf". Dieses Naturidyll, in dem der Elch wie heute noch seine Heimat hatte, wurde im Siebenjährigen Kriege durch russische Soldatenhorden zerstört, die den Waldbestand nördlich von Sarkau rücksichtslos abholzten. Der Ostseewind, der nun ungehemmter über die Nehrung strich, brachte die Dünen der Seeseite zum Wandern, trug Sandkorn nach Sandkorn weiter, häufte Berge von ihnen an, die sich immer mehr nach der Haffseite hin verschoben und auf unbarmherzigem Zuge über die Nehrung hinweg Wälder und blühende Berge unter sich begruben. In der ersten Dünenreihe zwischen Sarkau und Rossitten sind auf der Karte zwei alte Dorfstellen eingezeichnet, von denen Lattenwalde 1664 zum ersten Male urkundlich erwähnt, 1762 unter den Dünen begraben wurde und das noch kältere Kunzen 1825 das gleiche Los teilte. Die ostpreußische Dichterin Agnes Miegel gestaltete dieses Naturgeschehen in einer grandiosen Ballade „Die Frauen von Nidden". Die Pest, mit den Eichen übers Haff geschwommen, hat nur sieben Frauen verschont, die der unbarmherzigen Wanderdüne die Vollendung ihres Schicksals überlassen.

„Nun, weiße Düne, gib wohl acht:
Tür und Tor sind dir aufgemacht,
in unsere Stuben wirst du gehen,
Herd und Hof und Schober verweh'n."

Die weiße Düne ließ den Ruf nicht ungehört verhallen und bedeckte alles Menschenwerk mit ihrem Totengewande, ohne es für immer zu begraben. Im Laufe der Jahrzehnte gab sie alte Friedhöfe und Dorfreste, über die sie hinweggewandert war, wieder frei.

Heute herrscht die Düne schon nicht mehr uneingeschränkt auf der kurischen Nehrung. Was Menschenhand vernichtet hat, kann Menschenhand auch in zäher, zielbewußter Arbeit wieder aufbauen. Bevor wir uns dem Badeorte Rossitten nähern, werden die Hügel wieder grün, und der Bruchberg schaut herüber, der im Jahre 1890 mit Kiefern bepflanzt wurde und heute schon dicht bewaldet ist. So werden alle Dünen allmählich befestigt und vielleicht werden schon unsere Enkelkinder das Bild der phantastischen Wüstenlandschaft von heute nicht mehr vorfinden.

Der Dampfer legt in Rossitten an, das durch seine Vogelwarte, die am 1. Juni ihr 10jähriges Bestehen feierte, weltberühmt geworden ist. Tausende von Vögeln aller Art, die auf ihren Wanderungen auf dem Möwenbruch Station machen und mit ihren dichten Schwärmen oftmals die Sonne verdunkeln, werden hier mit dünnen Aluminiumstreifen beringt. Diese Ringe dienen dazu, das Geheimnis der Vogelwanderungen aufzuhellen. Erscheint es nicht wie eine Selbstverständlichkeit, daß an dieser Heerstraße der Vögel der freie Menschenflug erforscht wird? Auf dem nächsten Dünenzug hinter Rossitten, dessen Gipfel sich über dem verschütteten Dorfe Preeden bis zur Höhe von 60 Metern erheben, fand im vergangenen Jahre ein Segelflugwettbewerb statt, bei dem der ostpreußische Volksschullehrer Schulz mit 12 Stunden den bisher nicht übertroffenen Weltrekord aufstellte. In der Nähe des Preeden ist das neue Gebäude der Segelfliegerschule im Bau, an deren Kursen Sportlehrer aus dem ganzen Reiche teilnehmen, um die heranwachsende Jugend mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Zukunft nicht mehr auf dem Wasser, sondern in der Luft liegt.

Kein Gelände kann für Segelflüge günstiger sein als die Sandberge des Preeben, die jedes landende Flugzeug weich auffangen. An diesen n... ...len Tagen segeln nur weiße Möwen durch die Luft, und in der Sandwüste verraten nur halbverwehte Fußspuren, daß Menschen hier vorüber gegangen sind. Zwischen Parwelberg und Preeden liegt noch eine kleine, grüne Oase, in der anspruchslose Pflanzen im Sande ein kümmerliches Dasein fristen. Der Wüstencharakter wird immer stärker. Mühsam geht es durch losen Sand den Steilhang des Preeben hinauf. Endlich der Gipfel, nein, nur eine flache Stelle, hinter der die Düne nochmals ansteigt. Aber die Mühe des Aufstieges macht sich belohnt. Noch unterhalb der höchsten Höhe steht man verloren in einem Wellentale der Düne, sieht nichts von organischem Leben mehr, kein Blatt, keinen Halm, nur Sand, Sand, Sand, Berge von Sand, die aus dem violetten Wasser des Haffs aufsteigen und sich bis an den Horizont fortsetzen, und darüber ein blauer Himmel, der einen einsamen Wolkenschatten langsam über den Dünenzug hinwegziehen läßt. Dann

Sommerlied im Sauerland

Von Carl Wilhelm Fischer. (Mel.: Wem Gott will rechte Gunst erweisen.)

Wollt ihr euch rechte Gunst erweisen,
So wandert durch das Sauerland,
Wo ihr könnt Tal und Höhen preisen
:,: Und Wunder werden euch bekannt. :,:

Hin zu dem schönsten Wiesengrunde
Schon rufet uns der Wachtelschlag,
Und kündet an zur Morgenstunde
:,: Den lieben hellen Sommertag. :,:

Wie lieblich hallen die Schalmeien
Frohlockend zu dem grünen Tal,
Wo wir uns alle woll'n erfreuen
:,: Am heißersehnten Sonnenstrahl. :,:

Es blühen Röslein auf der Heide,
Die Aehren spielen schon im Wind,
Drum ziehet freudig aus ins Weite
:,: Und sei zufrieden Menschenskind. :,:

Die Bächlein von den Höhen quellen
Und eilen zu dem Waldestal,
Dort hat auch unser Lied so hellen
:,: Und wundersamen schönen Schall. :,:

Stimmt an ein frohes Lied der Lieder,
Mit Jubelsang und hellem Ton,
Und wo das Echo hallet wider,
:,: Da kehret ein zum Waldesdom. :,:

Wo auf dem Fels die Tannen stehen,
Dort laßt eröffnen eure Brust,
Und wo im Tal die Herden gehen,
:,: Da zieht hinaus mit Herzenslust. :,:

Auch schwingt euch durch die Aehrenfelder
Und ruhet aus am Wiesenrain,
Im Frühlingskleide stehn die Wälder
:,: Und leuchten hell im Sonnenschein. :,:

Von dunk'len Fichten steht umkränzet
Auf Kohlbergshöh'n das Ehrenmal,
Wenn zu dem Berg die Sonne glänzet,
:,: Dann fröhlich auf durch Berg und Tal. :,:

Hier grüßet uns die rote Erde,
Wo jeder sich der Heimat freut,
Drum bis ich mal zu Asche werde
:,: Sei dir mein Heimatlied geweiht. :,:

vom Gipfel aus am Ende der Düne das Fischerdorf Pilkoppen mit einem frisch gepflanzten Waldstreifen und noch weiter wie ein Eisberg auf dem Haff der Beginn eines neuen Dünenzuges, der sich bis Nidden erstreckt. Dann wendet man sich zur Seite, sieht am anderen Ende der Nehrung nicht weiter als einen Kilometer entfernt die smaragdgrüne Ostsee, über der ein Gewitter heraufzieht, sieht nach Südwesten im Meer zu flüssigem Silber geschmolzenes Sonnenlicht, hält überwältigt von der Größe dieses Bildes von Haff, Nehrungswüste und Ostsee den Atem an und fühlt sich naturnah in Harmonie mit dem Unendlichen.

—⊡—

Bedenklicher Aberglaube

Von M. Struve.

Eine Reihe von Professoren der letzten Wochen und Monate hat wieder ein sehr grelles Licht darauf geworfen, wie tief der Aberglaube auch in unserer aufgeklärten Zeit noch in unserem Volke wurzelt. Man mag ihn als harmlos hinnehmen, soweit es sich um kindliche Vorstellungen handelt, bedenklich aber wird er dann, wenn er dazu benutzt wird, die Mitmenschen auszubeuten oder sie gar zu verbrecherischen Handlungen zu treiben.

Der Aberglaube hat letzten Endes seinen Ursprung in dem tiefinnersten Wesen des Menschen und wurde großgezogen durch die Glaubensvorstellungen der Völker in den Jahrtausenden, die von einer Welt träumten, die nicht von dieser Welt ist, von Mächten, die außer dem Bereich unserer Augen und Ohren, unserer Berechnung und Beeinflussung stehen und wirken. Er ist daher so alt wie der Glaube. Er ist zum Teil eine Verstümmelung oder Versteinerung überwundener oder vergessener Mythen, zum Teil ein Ausfluß der Volkspoesie, von Zeit und Prosa ihres Schimmers entkleidet und plump und planlos zu einem Fürchtemann für große und kleine Kinder zurechtgemacht! Er ist ein wohlunausrottbarer Ueberrest aus der Jugend der Menschheit, wo das Märchen die Stelle der unerklärlichen Wahrheit einnahm und die Furcht und die Machtlosigkeit ihre drohenden und rettenden Gestalten schuf!

Vom poetischen Aberglauben hat sich noch viel in unserer Zeit erhalten. Ueber die Wasser schwebt er noch und um die Berge. Der Schiffer steht noch unter seinem Bann und der Bergbewohner; denn die Wellen rauschen und verschlingen noch immer, die Nebel geistern, Schnee und Eis blinken und täuschen! Die unendliche Einsamkeit gibt der Einbildungskraft etwas von jener Flügelkraft wieder, die im kühlen, wirren und doch so planmäßig geordneten heutigen Leben so schnell erlahmt. Im großen und ganzen aber sind es doch nur die Dichter, die uns ab und zu noch einmal einen kleinen, grauslichen oder abergläubischen Schauer über den Leib jagen, angesichts eines spukhaften Schlosses, eines geheimnisvollen, unterirdischen Ganges oder einer seltsamen Erscheinung, die sie am Ende doch vorziehen, ganz menschlich und natürlich zu erklären.

Der poetische Aberglaube bedeutet also in unserer Zeit keine Gefahr mehr. Wenn die jungen Mädchen am Johannistage nachts ein Loch in den Rasen stechen, die umgekehrte Scholle darauftülpen und in dem etwa gefangenen Würmchen oder Käferchen den Vorspuk eines ernsthaften Freiers für das nächste Jahr sehen; wenn sie stumm neunerlei Blumen pflücken, einen Kranz daraus binden und ihn ebenso wortlos unter ihrem Kopfkissen bergen, um den Wahrtraum in der geheimnisvollen Nacht der sommerlichen Jahreswende herbeizuführen — so ist das ein Spiel, an das im Ernst keine mehr glaubt! Daß Traumbuch und Punktierbuch in Küchen und Gesindestuben noch ein sehr munteres Dasein führen, ist eine bekannte Tatsache. Doch wird man auch diesen beiden nur in Ausnahmefällen mehr in die Schuhe schieben können, als eine versalzene Suppe, einen angebrannten Braten oder ein ungetränktes Kalb!

Bedenklicher ist schon die Furcht vor dem Verfluchen und Anwünschen, von der das Volk noch stark beherrscht wird. Die Zigeuner leben, mindestens zur Hälfte, davon. Wenn sie mit schwarzen, funkelnden Augen in den bronzefarbenen Gesichtern auf das Versagen einer Gabe mit einer schwungvollen Verwünschung von Leib und Leben, Haus und Hof, Menschen und Vieh antworten, so erschauern noch weite Kreise der Landbewohner, besonders der weibliche Teil, bis ins Herz hinein und lassen aus sich möglichst ergiebige Almosen herauspressen. Krankheit und Feuer, Viehseuchen und knappe Milch werden wohl noch lange Zeit mit bedeutungsvollem Kopfschütteln auf die Rechnung der fahrenden Leute oder böser Geister gesetzt werden.

Seltsame und verderbliche Blüten aber treibt der Aberglaube noch besonders da, wo es sich um Krankheitsabwendungen und Heilungen handelt. Kein Mittel ist hier zu schmutzig, zu widersinnig, zu grausam, um nicht eine gelegentliche und begeisterte Anwendung zu finden. Der Schäfer und die „alte Frau“ sind auf dem Lande nicht selten noch arge Feinde aller Hygiene und aller Medizin, namentlich in bezug auf Tiere. Den Menschen kommt allerdings seit einer Reihe von Jahren der Kassenarzt zu Hilfe und dient als Träger der Aufklärung und einer Erziehung zum Bessern. Aber gar nicht so selten sind auch heute noch die Fälle, wo Kranke oder Invalide ihre Zuflucht zu Schäfern oder alten weisen Frauen nehmen.

Im allgemeinen haben nämlich nicht Vernunft und Bildung, sondern Gewöhnung, Feigheit und Furcht vor dem Strafgesetzbuch den Sieg über allerlei finsteren oder grausamen Aberglauben davongetragen. Die Neigung dazu lebt, wenn auch verblaßt und unsicher, im Volke noch immer. Um auf dem Weg des Zaubers und des Wunders zur Gesundung zu gelangen, würde man, vom Unsinn bis zum Verbrechen, zu allem möglichen erbötig sein, wenn die Wälder noch so dunkel, die Straßen noch so krumm, die Arme und Augen der Gerechtigkeit noch so kurz und kurzsichtig wären, wie in jenen alten Zeiten, die man die guten nennt. Der Tausendfuß, der sich „im Honig zu Tode gelaufen“, der getrocknet und gepulvert, bei zunehmendem Mond genossen wird, gilt in vielen Gegenden als unfehlbares Mittel gegen gewisse Krankheiten. Dabei lächelt man wohl über den Schlesier, der es doch lieber vermeidet, den Geist seines Heimatgebirges, den großmütigen, aber auch leichtverletzten und boshaften Rübezahl in der Einöde laut und höhnisch zu rufen. Man nennt den Harzer närrisch, der noch sein Brockengespenst fürchtet. Kopfschüttelnd hält man es dem Seemann vor, daß er sich gegen die Leiche an Bord auflehnt, den „Klabautermann“ gesehen zu haben beschwört und das Dasein des „fliegenden Holländers“ nicht unbedingt ableugnet.

Dagegen ist es durchaus nicht „ungebildet“, die „Dreizehn“ bei Tisch wie Feuer zu fürchten, lieber den Pförtner oder die Waschfrau als Vierzehnten zu nehmen, als sich und seine Gäste den Todesgedanken auszusetzen, die diese Unglückszahl unbedingt hervorruft. Auch dreizehn als Hausnummer, dreizehn an einer Logentür, sind höchst unbeliebt. Auch gibt es sicherlich heute viele Leute, die sich von Träumen und Anzeichen die Laune trüben lassen; denn „kleine Kinder“ und „kleines Geld“ im Traum bedeuten den sogenannten Hoffungenärger desselben Tages. Fällt einem im Traum ein Zahn aus, so stirbt ein naher Angehöriger. Kuchen, Wasser und Fische sollen Krankheit voraussagen. Wer Feuer sieht, dem lacht das Glück der Zukunft, und ein langsam kriechendes Tierchen, das auch zu den Köpfen von anständiger Leute Kindern manchmal in Beziehung tritt, prophezeit das Glück: Geld, Geld, Geld!

Als untrügliche Zukunftsverkünderin für den wahren Zustand eines Menschen gilt auch noch die Spinne. Begegnet sie ihm am Morgen, so verdirbt sie ihm die Stimmung; denn sie bringt „Kummer und Sorgen“. Am Abend aber kann sie ihn in wahres Entzücken versetzen, denn sie läßt auf eine Zukunft hoffen, die mit „erquikkend und labend“ bezeichnet werden muß. Man muß sich hüten, Katzen über seinen Weg laufen zu lassen, ganz besonders schwarze Katzen.

Auf die meist harmlosen prophetischen Gaben von Schuh-, Rock-, Jacken- und Westenknöpfen braucht kaum hingewiesen zu werden. Schon mehr gefährlicher Aberglaube ist die leichtsinnige Zuversicht, mit der viele sich der „Bestimmung“ unterwerfen. Wo man nicht dachte, nicht wollte, wo Menschenleben und Menschenglück durch Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit, Unbelehrbarkeit und Unvorsichtigkeit in Gefahr und zu Tode kamen — nicht selten werden die fließenden Tränen kaltherzig und oberflächlich mit dem Troste getrocknet: „Es war Bestimmung, — es hat nicht sollen sein!“

So harmlos und scherzhaft, ja „verrückt“ auch oft abergläubische Sitten und Gebräuche anmuten, so haben sie doch auch eine ernste Seite. Vor allem sollte man die Jugend vor Aberglauben aller Art, namentlich vor Spukgeschichten und ähnlichem bewahren.

—⊡—

Zwei Friedensringe

Zum Gedächtnis des 10. Juli 1871

von Dr. Stephan Kekule v. Stradonitz.

Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 hat durch drei Vertragsurkunden seinen Abschluß gefunden, am 28. Januar 1871 durch den Waffenstillstand von Versailles, am nachfolgenden 26. Februar durch den Vorfrieden von Versailles und am 10. Juli des gleichen Jahres durch den Frieden von Frankfurt a. Main. Bei allen drei Vertragsabschlüssen hat der französische Staatsmann Jules Favre (gest. 1880), damals Außenminister, ursprünglich Rechtsanwalt, entscheidend mitgewirkt. Seiner Unterschrift unter der ersten und der dritten dieser Vertragsurkunden (nicht der zweiten!) hat er auch sein Siegel beigedrückt, das mit seinem Siegelringe hergestellt wurde, den er an der Hand trug und niemals ablegte.

Es ist eine der merkwürdigsten Fügungen der Weltgeschichte, ein wahrer „Treppenwitz“, daß dieses der Siegelring des vielgenannten, man kann fast sagen: berühmten Karl Wilhelm Naundorff (gest. 1845 zu Delft) gewesen ist, der, wie man weiß, sein ganzes Leben lang behauptet hat, der wirkliche „Ludwig XVII.“ von Frankreich zu sein, d. h. „Dauphin“, der, angeblich am 5. Juni 1795 in der Kerkerhaft des Temple zu Paris verstorbene Sohn des unglücklichen, hingerichteten Ludwig XVI. und der Marie Antoinette.

Naundorff hatte den Ring ehemals dem damals jugendlichen Rechtsanwalt Jules Favre für in einem Rechtsverfahren geleisteten Beistand geschenkt!

Der geschnittene Stein und infolgedessen auch das von diesem genommene Petschaft zeigen eine fein ausgeführte Gestalt der Jagdgöttin Diana.

Als dann am 28. Juni 1919 der neue „Vertrag von Versailles“ unterzeichnet worden war, wurde alsbald bekannt, daß der französische Ministerpräsident Georges Clemenceau, der berühmte „Tiger“, bei dieser Gelegenheit (und auch bei den vorhergehenden Verhandlungen) den berühmten Favre-Naundorffschen „Friedensring“ am Finger getragen habe. Ob er mit ihm auch unterfiegelt hat, konnte ich bisher nicht feststellen. Die Jagdgöttin müßte es ausweisen!

Diesen seinen „Friedensring“ hat dann Clemenceau 1924 dem Stadtmuseum zu Versailles geschenkt, wie die Zeitung „Matin“ am 19. Oktober 1924 bekannt gegeben hat.

Wie sich ganz kürzlich herausgestellt hat, ist dieser Clemenceau-Ring aber ein falscher, d. h. mitnichten der Favre-Naundorffsche „Friedensring!“

Und zwar ist es Geneviève Favre, die betagte Tochter von Jules Favre, selbst gewesen, die diese Feststellung einwandfrei getroffen hat. Damit ist also die Weltgeschichte um einen neuen wirklichen „Treppenwitz“ reicher! Der echte Favre-Naundorffsche Friedensring befindet sich nämlich im Museum des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris. Dorthin ist er damals gelangt, als die Witwe von Jules Favre ihn ihrem Neffen, einem gewissen Pelten, vermachte, der ihn 1910 dem Ministerium des Auswärtigen schenkte, in dessen Gebäude am Quai d'Orsay er sich noch jetzt befindet.

Woher Clemenceau seinen Ring hatte, ist nicht mit voller Sicherheit aufgeklärt. Behauptet wird folgendes: Den echten Naundorff-Ring, mit dem er 1871 unterfiegelt hat, habe Jules Favre noch bei Lebzeiten an Edouard Lockroy verschenkt. Von diesem sei er dann an eine Base, von dieser an deren Sohn und von diesem an die Familie Clemenceau gelangt! Für sich selbst habe Jules Favre, aus Angst, den „Friedensring“ zu beschädigen oder zu verlieren, eine Nachbildung machen lassen, dann bis zu seinem Tode getragen, worauf diese an seine Witwe gelangt sei usw.

Geneviève Favre hat nun beide Ringe besichtigt und genau verglichen. Die Jagdgöttin ist auf beiden gleich, die Steine und Fassungen der beiden Ringe sind aber gänzlich verschieden! Mit aller Bestimmtheit hat die Tochter erklärt, sie habe niemals einen anderen Ring an der Hand ihres Vaters gesehen, als den, der sich jetzt im Ministerium des Aeußeren zu Paris befindet.

Zum Ueberflusse hat sie dann noch eine schriftliche Erklärung der Witwe von Edouard Lockroy beigebracht, daß niemals Jules Favre ihrem Gatten oder auch dessen Vater jenen Ring geschenkt habe!

Armer „Tiger“!

Das Flugzeug über den Bergen

Von Dr. Gustav Renker-Bern.

Dem Flugzeug ist vor kurzem ein neues Tätigkeitsfeld eröffnet worden — es tritt nunmehr auch in den Dienst der alpinen Hilfeleistung. Die Sache sieht etwas sensationell aus, sogar kinomäßig, ist aber denn doch zu wahr und zu wichtig, daß nicht alle Bergsteiger und Alpenwanderer gebührend darauf aufmerksam gemacht werden sollten.

Mitte April verirrten sich in dem weiten Gebiet des Aletschgletschers drei Bergsteiger aus Interlaken. Die jungen Leute waren mit der Jungfraubahn auf das Jungfraujoch gefahren, hatten dort ihre Skier angeschnallt und waren munter und guter Dinge den langen Aletschgletscher hinabgeglitten — Richtung Konkordiahütte. Sie hatten allerlei schöne Pläne im Kopfe und träumten von hohen Gipfeln und schneidigen Schlußfahrten. Ueber den Viertausender-Riesen des Berner Oberlandes lachte hellste Sonne und der Frühling rumorte schon grollend in den Lawinenhängen. Tags darauf war das Bild anders: es schneite und stürmte, Nebel schleiften über die Gletscher und der Winter war wieder eingekehrt. Von den Skifahrern war nichts zu sehen, doch dachte man, sie würden wohl in einer Schutzhütte untergekrochen sein und dort besseres Wetter abwarten. Als es dann aber nach etlichen Tagen aufheiterte und die drei Leute noch immer nicht zum Vorschein kamen, wurde es den Bergkundigen in Interlaken und Lauterbrunnen doch etwas unheimlich. Denn das Gletscherbecken von Aletsch hatte sich heuer schon einmal recht unbeliebt gemacht und gezeigt, daß mit ihm nicht zu spaßen sei, trotzdem seine Fläche stellenweise ganz eben und ohne Spalten ist. Anfang März verschwanden vier Skifahrer aus dem Lötschental spurlos in dem gewaltigen Eiskessel zwischen Jungfrau und Aletschhorn. Man fand auf einer Hütte ihre Rucksäcke, dabei einen Zettel, auf dem sie nur von einem kurzen Ausflug geschrieben hatten — die vier Leute aber hat man bisher nicht mehr wiedergesehen und selbst die Suche mit Bernhardinerhunden blieb vergeblich. Denn es hatte wieder mächtig geschneit und Lawinen waren abgefahren. Vielleicht ruhen die vier unter einem Lawinenkegel oder sind in einen Schrund geschleudert worden. Und als nun die drei Interlakener nicht zurückkehrten, dachte man nicht anders, als es sei ihnen das Schicksal der Lötscher beschert worden, und der Aletschgletscher habe sich unmittelbar nach dem ersten Unglück schon wieder an den Menschen gerächt, die so keck und laut in seine eisgepanzerte Ewigkeitsstille eindringen.

Da eine Rettungsexpedition von Führern keinen Erfolg hatte, griff man nun zu einem Mittel, das in der Geschichte des Alpinismus einzig dasteht: man ließ in Thun ein Flugzeug aufsteigen und durchsuchte mit diesem Flugzeug das Gletschergebiet. An Bord hatte man einen Proviantsack, den man dort fallen lassen wollte, wo man die Vermißten erspähen würde. Das Flugzeug fand die Leute nicht — sie sind tags darauf von selbst und ohne fremde Hilfe wohlbehalten ins Tal gelangt, nachdem sie einige bange Nächte in einer sturmumtosten, halb eingeschneiten Hütte zugebracht hatten. Wenn aber dieser Versuch des Flugzeuges als alpiner Rettungsanker mißglückt ist, so hat nicht das Prinzip, sondern der Einzelfall Schiffbruch gelitten. Denn das launische Aprilwetter war so unsichtig geworden, neue Schneeböen durchrasten die Gletscherröhre, und dichter Nebel lag in den Felswinkeln — der Beobachter an Bord des Flugzeuges konnte beim besten Willen nichts sehen.

Der Gedanke jedoch, in den Bergen Verunglückte mit dem Flugzeug zu suchen, ist nun einmal, zum ersten Male, in die Tat umgesetzt worden und wird nicht so bald wieder verschwinden. Eigentlich war es durchaus naheliegend, das inderne, von allen Tücken des Steinschlages, der Gletscherspalten und Lawinen unberührte Flugzeug zu benützen, um Suche nach Vermißten zu veranstalten. Nur ist man auf diesen gescheiten Gedanken erst jetzt gekommen. Man kann ruhig sagen, daß damit ein weiteres wichtiges Problem der alpinen Hilfeleistung gelöst ist.

Ein Mensch ist nämlich von oben bedeutend leichter zu erspähen, als man im allgemeinen denken möchte. Das ersieht schon der Besteiger hoher Gipfel, wenn er tief unten im Kar einen Wanderer oder Jäger beobachtet, das weiß jeder, der im Flugzeug einmal über die Berge gesegelt ist. Und nun gar, wenn man systematisch ein Gebiet absucht, mit dem Feldstecher in jeden Winkel guckt. Sehr praktisch ist auch die Mitnahme eines Proviantsackes. Denn manchmal — wie gerade im Falle der drei Interlakener — sind die Bergsteiger nicht in augenblicklicher Gefahr, sind etwa nur eingeschneit auf einer weltfernen Hütte, in welcher ihnen nichts fehlt als das liebe Essen. Und gerade der Mangel an Nahrung kann die Eingeschlossenen vielleicht zwingen, einen Abstieg zu wagen, der sicheren Untergang bedeuten mag. Wird ihnen von einem Flugzeug aus Nahrung zugeworfen, dann mögen sie es ruhig noch so lange auf der Hütte aushalten, als es die Wetterlage erfordert.

Natürlich verlangt die Vermißtensuche mittels Flugzeug auch Unterstützung von seiten der Vermißten selbst. Und deshalb sollen die alpinen Vereine und die Tageszeitungen die in deutschen Landen ja gottlob so zahlreichen Bergsteiger aufmerksam machen, wie sie sich in solchem Falle zu verhalten haben.

Man sieht heutzutage gar nicht mehr selten ein Flugzeug über den Bergen kreisen. Und es ist deshalb durchaus anzunehmen, daß Menschen, die verirrt irgendwo in einer Felswand oder auf einem Gletscher kauern, sich in ihrer Herzensnot nicht um das Ding da oben kümmern, in dem glückliche Leute sitzen, die mit dem Vogel das Fliegen abgelernt haben, während die armen Erdgebundenen unter tausend Gefahren hier auf Rettung warten. Von nun an, da das Ei des Kolumbus glücklich wieder einmal auf die Spitze gestellt ist, sollten alle Bergsteiger, die sich schon seit einigen Tagen in bedrängter Lage befinden und vergeblich auf Hilfe warten, ein Flugzeug, das in ihrer Nähe kreist, genau beobachten. Denn es ist möglich, daß man vom Tal aus nicht bis zu den Vermißten vorstoßen, aus diesem oder jenem Grunde die Rettungsexpedition noch nicht ausführen konnte und nun vermittels des Flugzeuges überhaupt einmal festgestellt werden soll, wo sich die Leute befinden.

Daß akustische Zeichen (Schreien, Pfeifen und Rufen) im Motorendonner ungehört verhallen, weiß heute jedes Kind. Aber vermittels optischer Zeichen sollte sich ein Vermißter einem ihm sichtbar werdenden Flugzeug unbedingt zu erkennen geben. Und wenn wir auch noch nicht so weit sind wie die amerikanischen Schauerfilme im Kintop, welche den verfolgten Detektiv an dem auf der Erde schleifenden Seil eines dahintollenden Flugzeuges emporklettern und sich retten lassen, so ist mit dem Luftkahn doch immerhin eine neue Möglichkeit gegeben, Menschenleben zu retten und den schönen, aber so grausam wilden Bergen Opfer abzujagen, welche die Gespenster der Höhen schon fest in ihren Klauen zu haben glauben.

—⊡—

Mit dem australischen Ueberland-Expreß

Von Rudolf Grohe-München.

Der lange Zug hält knirschend inmitten einer ungeheuren Ebene. Die Passagiere ergießen sich aus den Wagen in den flammenden Sonnenschein, fliehend vor einer Innentemperatur von 115 Grad Fahrenheit, nur um dem brennenden, staubgeschwängerten Wind zu begegnen, der aus Australiens unbekanntem Innern von Norden herkommt.

Durch die flimmernden Hitzewellen der grenzenlosen Ebene verlaufen sich die Schienenstränge ohne Kurven oder Vertiefung fern am Horizont im Osten und Westen. Bis zur nächsten Wasserstation erstrecken sie sich nach jeder Richtung hin je 150 Meilen weit. Und in jeder Richtung breitet sich die Wüste aus, flach wie die See, wasserlos, baumlos und schweigend.

Von dem hohen Wassertank strömt ein dicker Strahl in den Kessel der Lokomotive, ihren gewaltigen Durst löschend. Dieses Wasser kommt aus irgend einem Bohrloch, zirka 300 Meter tief, das in der Nähe oder auch in vielen Fällen 100 Meilen von der Station entfernt liegt. Unterdessen versammelt sich um die Passagiere ein kleiner Haufen eigenartigen, fremden Volkes. Primitiv in allem, aber doch noch intelligent und eindringlich genug, um den Bettlern Aegyptens Konkurrenz zu bieten. Es sind Australneger. Woher sie auf einmal kommen, weiß man nicht, denn abgesehen von einigen Hütten neben dem Wassertank weist die Wüste kein Anzeichen der Besiedlung auf. Eine Anzahl von Kameras werden auf sie gerichtet, und nachdem die Wilden einige Schillinge eingeheimst haben, setzen sie sich zusammen, das geheimnisvolle und mächtige, dampfsprühende Eisenungeheuer stumm betrachtend. Alte Männer sind unter ihnen, mit schwarzen Gesichtern wie afrikanische Neger, doch mit schwarzem langsträhnigem Haar, wie es die Indianer tragen. Einige Frauen und Kinder weisen polynesischen Einschlag auf, andere wieder gleichen Papuanern.

Es scheinen sich tatsächlich die Merkmale vieler Rassen bei diesen kuriosen Geschöpfen Innerauftraliens ein Stelldichein gegeben zu haben. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzt, stehen sie zu beiden Seiten der Schienen, dem entschwindenden Ungeheuer offenen Mundes nachstarrend.

Fort eilt der Zug. Ein wundervoller Sonnenuntergang bietet sich dem Auge. Flammende Streifen am Horizont dahin, den Himmel apfelgrün färbend. Weiter eilt der Expreß, Meile auf Meile zurücklegend, und immer noch Wüste und drückende Hitze.

Bei eintretender Dämmerung endlich wird die Schwüle hinweggefegt. Wie man etwa einen Vorhang wegzieht, um Einlaß zu gewähren, so bringt der Abend eine kühlende Brise in die so lange geschlossenen Abteile. Der Südwind spendet Erfrischung. Er mag wohl von der See an die 150 Meilen weit herkommen, und man vermeint sogar seinen würzigen, salzhaltigen Atem zu verspüren. Die Sterne flammen auf wie die Lichter eines Leuchtturmes nach Sonnenuntergang. Die Wüste liegt still, schweigend, unendlich und eindringlich unter dem Mantel der Nacht.

Einzig in ihrer Art und im Eisenbahnbau ist die transkontinentale Linie. Konstruiert und erbaut wurde sie von der australischen Regierung. Kaum acht Jahre besteht sie. Sie darf wohl als eine der größten Wohltaten und Errungenschaften angesprochen werden, die den Australiern im letzten Jahrzehnt gegeben wurden, verbindet doch diese Linie die Küste des Stillen Ozeans mit derjenigen des Indischen Ozeans, ungeheure Flächen durchkreuzend. Von Port Augusta im Osten bis zu der malerischen Goldgräberstadt Kalgoorlie im Westen laufen die Eisenstränge allein mehr als 1000 Meilen. Die Bahn geht durch ein Gebiet, das nahezu noch vor kurzem unbekannt und unerforscht war. Ein Land, das keinen einzigen Fluß oder Strom aufweist, dagegen im Erdinnern, wie durch Bohrungen festgestellt wurde, Tausende von Fuß tief einen ungeheuren Salzsee besitzt, der Salzwasser genau wie der Ozean erzeugt.

Die große Ebene, die wir passieren, ist im geologischen Sinne wohl eines der eigenartigsten Gebiete der Welt. Die ersten Erforscher gaben ihr den bezeichnenden Namen „Nullarbor“, das heißt „baumlos“, weil über der ganzen Wüste von der See bis zum unbekannten Innern im Norden kein einziger Baum zu sehen ist. Viele Forscher sind durch die Ebene gewandert, und mancher kam nicht mehr zurück.

Die geringe Höhe roten Bodens über dickem, massivem Lehm gewährt kein Wasser, also auch keine Lebensmöglichkeiten für Mensch und Tier. Wir dagegen im Ueberland-Expreß vermissen nichts. Eis und Ventilatoren sorgen für Abkühlung. Der luxuriöse Speisewagen nimmt uns gastlich auf, und eine nicht zu überbietende Speisekarte gibt uns Kenntnis von den gastronomischen Genüssen, die unser warten. Der Vergleich drängt sich unwillkürlich auf, in welcher außerordentlich angenehmen und bequemen Weise dieses Sandmeer nunmehr von uns durchquert wird, während in früheren Zeiten sich die Wißbegierigen, angetrieben von einer unwiderstehlichen Macht, mühsam und beschwerlich, jederzeit die Möglichkeit des Verdurstens vor Augen, durch glühende Hitze und Sandmassen hindurchkämpfen mußten.

Wenn man die Schwierigkeiten, die sich beim Bau dieser Linie ergaben, mit anderen großen Bahnbauten, etwa der St. Gotthardbahn oder einer der großen amerikanischen Linien, vergleicht, so war das rein Technische nicht das Schwierigste, sondern die — Wasserversorgung.

Das erste Material wurde auf den Rücken von Tieren durch die Wüste transportiert. Man bohrte tief in den Lehmboden hinein, um Wasser zu finden, und war bestürzt und sehr überrascht, als bei einer Bohrtiefe von 2000 Fuß nur bitteres Salzwasser herausprudelte. Die kostbare Flüssigkeit, frisches Wasser natürlich, mußte Hunderte von Meilen in Segeltuchsäcken von Kameelen herangeschleppt werden. Noch heute befördert der Zug das Frischwasser in Säcken gleicher Art, da es sich herausgestellt hat, daß dieses die beste Methode ist, Wasser in großer Hitze frisch zu erhalten.

Den wenigen Menschen, die an der Tausende von Meilen langen Strecke ein kärgliches Dasein fristen, wird Wasser nur in kleinen, streng bemessenen Mengen von dem Ueberland-Expreß, der dreimal wöchentlich verkehrt, gebracht. Es ist ihnen eine köstliche und kostbare Gabe. Sie verteilen es sorgfältig. Schiffbrüchige können nicht sorglamer mit Süßwasser umgehen. Und doch harren sie dort aus. Bietet sich ihnen dann später die Möglichkeit, in gesegneteren Distrikten etwas zu erwerben, so gehen sie mit derselben Ausdauer an ihre neue Aufgabe heran. Nicht Ruhe, sondern Arbeit, Produktivität und Entwicklung beherrschen diesen neuen, kleinsten, aber auch aussichtsreichsten aller Erdteile.